

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 45. 1887.

Im Steigen.

Novelle von **Hans Warring**.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Du bist es, Mariechen?" rief die alte Frau Bork dem eintretenden jungen Mädchen entgegen, „und in solchem Regenguß kommst Du zu mir? Komm rasch herein, Du wirst ja ganz naß! Was ist Dir, Kind? Du bist ja ganz außer Athem, worum läufst Du auch so?"

„Wissen Sie denn nicht, Frau Bork, daß der Strom über die Ufer getreten ist?" stieß Marie hervor.

„Das thut er doch fast in jedem Jahr, und in diesem scheint er es zweimal zu thun. Warum die Leute nur so viel Aufhebens davon machen!"

„Die ganze Angerstraße ist schon überschwemmt, und in zehn Minuten wird es auch die Wasserstraße sein. Kommen Sie rasch, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Mitkommen soll ich? Nein, Kind, es hat keine Gefahr, ich weiß das besser. Die Angerstraße, ja, die ist ein paarmal unter Wasser gewesen, so lange ich zurückdenken kann. Aber die Wasserstraße nie! Nur in den Kellern haben wir das Wasser gehabt. Nein, Kind, da hat es keine Noth, glaube mir! Freilich, im Jahre 10 — ich glaube, es war 1810, aber so ganz genau weiß ich es nicht, denn ich bin noch ein kleines Kind gewesen — da ist es auch hier in dieser Straße arg hergegangen. Aber solch' eine Ueberschwemmung kommt nur alle hundert Jahre einmal."

„Sie ist jetzt aber da, Frau Bork, und wenn Sie nicht gleich kommen, dann ist uns der Weg nach der Brücke abgeschnitten. Sehen Sie, dort reißen die Wellen den alten Plankenzaun mit, das Wasser leckt bis auf den Straßendamm hinauf. Wo ist Ihr Tuch? Hier sind die Kommodenschlüssel, stecken Sie Ihr Geld zu sich und dann lassen Sie uns gehen!"

Mit fliegenden Händen hatte das Mädchen die Kommode geöffnet und langte heraus, was ihr das Nöthigste schien. Dazwischen jammerte die Alte und sträubte sich, das Haus zu verlassen. „Ich kann doch hier nicht Alles im Stich lassen, Kind," sagte sie, die Hände Mariens abwehrend, als diese ihr Tuch und Mantel um die Schulter legen wollte, „die Sache wird so schlimm nicht sein! In ein paar Stunden ist das Wasser verlaufen."

„Sind wir jetzt fertig, Frau Bork?"

„Liebes Kind, Du meinst es gewiß sehr gut, aber ich möchte doch lieber zu Hause bleiben."

„Ich habe aber Tante Ernestine versprochen, Sie zu holen, und ich werde nicht ohne Sie gehen."

„Was die Ernestine doch auf einmal für sonderbare Einfälle hat! Sie könnte es doch auch schon wissen, daß es mit einer Ueberschwemmung hier zu Lande nicht so viel zu bedeuten hat. Und was Du da vom alten Plankenzaun gesagt hast, ist auch ein Irrthum, Mariechen! Der Zaun wird schon halten, denn er ist noch gar nicht so alt. Im Jahre 27 — ich weiß dies ganz genau, da in demselben Jahre meine jüngste Schwester, die Kunisch, geboren wurde — also im Jahre 1827 hat der Magistrat ihn aufrichten lassen. Er hat alle diese Jahre gehalten und wird auch jetzt halten."

Ohne sich Zeit zu einer Erwiederung zu lassen, öffnete Marie die Stuben-



Altdeutsche Patrizierin. Nach einem Gemälde von Fanny Freiin v. Bertie. (S. 355)

thüre und drängte die alte Frau in den Hausflur. Sie hatte zu ihrem Entsetzen gesehen, daß die Dielen der Stube, die etwas unter dem Straßenniveau lagen, nach dem Fenster zu unter Wasser traten.

„Kommen Sie, kommen Sie! Wir werden eine Strecke durch Wasser waten müssen, aber wir werden es können, noch wird es hoffentlich nicht zu hoch gehen! Halten Sie sich an meinem Arm, Frau Bork, ich werde die Thüre öffnen."

Eingeschüchtert durch das ernste Gesicht des Mädchens und durch den tiefen, zitternden Ton ihrer Stimme fügte sich die alte Frau und that, was von ihr verlangt wurde. Mit fester Hand schob Marie den Riegel zurück und öffnete die Thüre. Aber im nächsten Augenblicke mußte sie ihre Gefährtin mit beiden Armen umfangen. Eine Wasserwoge war den beiden Frauen mit solcher Gewalt entgegengefluthet, daß die ältere dem Anpralle nicht Stand halten konnte.

„Wir müssen hindurch — wir müssen!" sagte Marie athemlos. „Stützen Sie sich auf mich, es wird gehen, nur vorwärts, vorwärts!"

Aber sie überzeugte sich bald, daß die Kräfte der alten Frau der Aufgabe nicht gewachsen waren. Einen Augenblick dachte sie daran, sie zu tragen. Aber als sie sie emporgehoben hatte und sich einige Schritte mit ihr vorwärts wagte, fühlte sie, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten. Sich an der Mauer haltend, wankte sie keuchend in den Flur zurück.

„Es geht nicht, wir kommen nicht mehr durch," sagte sie, muthlos die Arme sinken lassend. „Wir müssen bleiben und abwarten, ob man uns vermißt und zu Hilfe kommt. Kommen Sie die Treppe hinauf, Frau Bork! In die Stube können wir nicht mehr zurück, das Wasser steht schon kniehoch darin."

Die Alte hatte jetzt jeden Widerstand aufgegeben. Willenlos ließ sie sich die Treppe emporführen. Mit zitternden Händen hielt sie Mariens Arm umklammert und starrte stumpf und mit ausdruckslosem Blick vor sich hin. Als sie droben im kleinen Giebelstübchen an's Fenster trat und hinabblickend ringsum nur tosende graue Wasserfluthen erschaute, nur drüben, halbverschwommen hinter den herabstürzenden Regengüssen, das ferne jenseitige Ufer, da schlug sie jammernd die Hände vor das Gesicht.

„Ich hab' es nicht glauben können, und muß doch noch so Schreckliches erleben!" rief sie händeringend. „Und Dich hab' ich hier zurückgehalten, Kind! Geh', geh'! Versuch' Dich zu retten! Du bist jung und stark, laß mich allein hier, was ist an mir gelegen!"

„Ich bleibe, ich lasse Sie nicht allein!" sagte Marie fest. „Aengstigen Sie sich nicht, Frau Bork! Man wird uns retten!" Und leise setzte sie hinzu: „Er wird kommen, ich habe die feste Zuversicht, er wird kommen!"

„Es wird Keiner an uns denken, Kind! In solchem Unglück hat Jeder mit sich selbst zu thun. Ich werde ruhiger und gefaßter sein, wenn Du gehst!"

„Ich will nicht, aber wenn ich auch wollte, so wäre es jetzt zu spät. Wenn ich jetzt hinaus träte, wäre es mein sicherer Tod. Die Wellen würden mich unfehlbar mit sich reißen. Sehen Sie, wie hoch das Wasser schon geht! Hören Sie, wie es unten in der Stube gurgelt und braust? Die Fenster sind eingedrückt und in breiten Wellen fließt es herein."

Das Mädchen stand am Fenster und hatte mit beiden Armen das Fensterkreuz umfaßt. Fernab auf der Eisenbahnbrücke wogten noch immer die flüchtenden Menschenschaaren durcheinander. Aber in den Häuschen rings umher war, so weit sie sehen konnte, kein Mensch mehr zu erblicken. Wie eine Centnerlast fiel ihr der Gedanke auf's Herz, daß die alte Frau dort und sie vielleicht die einzigen Menschen in der überflutheten Straße seien. „Aber er wird kommen und uns holen," sagte sie sich. Mit diesem Troste suchte sie ihr erbebendes Herz zur Ruhe zu bringen.

„Sie haben uns vergessen, Kind, wer sollte auch an uns denken!" unterbrach die alte Frau das Schweigen, das längere Zeit geherrscht hatte. „Wenn Du Dich nur bemerklich machen könntest. Vielleicht hörte man Dich, wenn Du rufen wolltest."

Willig beugte sich das Mädchen vor und ließ ihre Stimme erschallen. Aber das Tosen der Wasser verschlang den Ton, ehe er eines Menschen Ohr erreicht hatte. Sie sah schnell ein, daß auf diese Art nichts zu erreichen sei. Aber vielleicht würde man sie sehen, wenn sie Zeichen gäbe. Sie lehnte sich weit hinaus und winkte mit ihrem Tuche. Vergebliche Mühe! Die Brücke lag zu fernab, auch hatte Jeder mit seiner eigenen Noth genug zu thun.

Wieder wurde es still zwischen den beiden Einsamen. Mit gefalteten Händen, in ruhiger Ergebung saß die alte Frau da, mit angstvoll klopfender Brust, in verzehrender Ungeduld schaute das Mädchen nach Rettung aus.

Plötzlich stieß die Alte einen Schrei aus.

„Gerechter Gott, was war das? Mariechen, hast Du nichts gehört, was war das?"

Ja, auch sie hatte es gehört, und eine Eiseskälte schlich ihr durch die Glieder. Ueber ihr und seitwärts krachte es im Dachgebälk und die Dielen unter ihr erzitterten.

„Das Wasser muß eine der Mauern unterspült haben, so daß sich das Dach auf eine Seite senkt," entgegnete Marie tonlos.

„Es wird einstürzen, Kind, und uns begraben! Gib die Hoffnung auf Rettung auf, armes junges Ding! Horch, da kracht es wieder! Laß uns beten, daß es schnell mit uns zu Ende geht!"

Sterben müssen, jetzt, da das Leben alle seine Glücksfülle ihr gezeigt hatte! Ein Schrei des Jammers rang sich aus der Brust des Mädchens empor. Er wird kommen — er wird! Aber es wird zu spät sein, er wird sie nicht mehr finden. Jede Woge, die heranspült, nimmt ein Stück Lebenshoffnung mit hinweg, jede bringt sie dem grausigen Tode näher.

Wieder beugt sie sich weit hinaus. Dort drüben, verschwindend in grauem Nebelduft, sieht sie die Bäume des Gartens ragen, des Gartens, wo sie heute an seiner Seite gegangen, wo es ihr zur Gewißheit geworden, daß sie den Mann liebe, mehr als Alles auf der Welt. Und wenn er dieses Bekenntniß ihr aus den Augen gelesen — hatte sie nicht ein gleiches von ihm empfangen? Seine Blicke hatten zu deutlich gesprochen. Und sie sollte ihr Leben hingeben gerade in dem Augenblicke, wo es für sie und ihn von unschätzbarem Werthe geworden!

Ein gewaltiger Stoß erschütterte das Haus und ließ die beiden Frauen entsetzt aufschreien. Es waren nicht mehr die Wasser allein, welche die schon geborstenen Mauern des Häuschens bedrohten. Die Oberfläche des Stromes war mit treibenden Trümmern bedeckt, die wieder zu Werkzeugen der Zerstörung wurden. Was der Fleiß des Menschen geschaffen, in wildem Wirbel trieb es dahin vor den Augen des Mädchens. Jetzt ist die Hoffnung auf Rettung wieder kleiner geworden. Welches Boot kann in diesem treibenden, wirbelnden, sich aufthürmenden Chaos seinen Weg verfolgen? Und doch, er wird kommen, diese Zuversicht steht fest in ihr. Aber er muß bald kommen!

Die alte Frau hinter ihr ist in die Kniee gesunken und murmelt leise Gebete. Sie fleht um ein schnelles Ende, in dem Mädchen aber drängt Alles zum Leben. Sie hat wieder mit beiden Armen das Fensterkreuz umfaßt, selbst im äußersten Falle will sie sich nicht verloren geben, sie ist jung und kräftig, sie will mit dem Tode bis zum letzten Augenblicke ringen.

Ununterbrochen stürzen Regengüsse herab, sie und der einbrechende Abend hüllen Alles in grauen Schleier. Dunkle Schatten lagern über dem Wasser. Mit Aufbietung ihrer ganzen Sehkraft versucht das Mädchen den Nebel zu durchdringen, aber sie starrt in's Graue, Wesenlose, die Welt um sie her ist versunken und verschwunden.

Da! Was ist das, das sich dort im Nebel bewegt? Der Athem in der Brust stockt ihr, das dunkle Etwas nimmt bestimmtere Umrisse an, es verdichtet sich zu einem festen Körper. Es nähert sich langsam — langsam. Zuweilen scheint es eine andere Richtung einzuschlagen, und dann will sich ein Verzweiflungsschrei den Lippen des Mädchens entringen. Dann aber sieht sie, daß es sich thürmende Trümmerhaufen waren, die das Boot zwangen, von der geraden Richtung abzuweichen. Das Boot! Ja, jetzt gibt es keinen Zweifel mehr, das dunkle Etwas ist ein Boot. Jetzt sieht sie auch bereits Gestalten sich darin bewegen, jetzt ist die Bahn frei, es kommt rasch näher.

„Rettung, Rettung!" jubelt sie und stürzt zur alten Frau hin, die sie vom Boden emporzieht. „Er kommt, er ist da! Wir werden nicht sterben!"

Und als ein paar Minuten später das Boot unter dem Fenster lag und sie sich, von seinen Armen gestützt, langsam hinabgleiten ließ, da lag sie ein paar Augenblicke regungslos an seiner Brust. Er hatte sie an sich gepreßt, wie man nur das in die Arme schließt, was man eben zu verlieren gemeint hat.

„Mein Retter, mein Liebster, mein Alles!" flüstern ihre Lippen leise. Dann greifen die Männer zu den Rudern.

„Es war hohe Zeit," sagte hochaufathmend Fritz Ritter, „seht', da stürzt die Giebelwand ein."

Als die beiden Frauen erschauernd zurückblicken, ist das Fenster, durch welches sie sich eben gerettet, verschwunden, und ein paar Augenblicke später war von dem ganzen Häuschen nichts vorhanden, als ein wirres Durcheinander von Holzwerk, das sich ein paarmal wirbelnd rundum drehte und dann mit der Fluth stromabwärts schoß.

8

„Geh' zu Bett, Marie, geh' zu Bett! Die arme alte Frau liegt schon oben im schönsten Fieber. Ich habe ihr die Karoline als Krankenpflegerin gegeben und nach dem Arzte geschickt. Komm, laß mich Dir helfen! Es ist besser, auch Du wartest das Fieber im Bette ab."

So sprach Fräulein Ernestine, als sie etwa eine Stunde später in Mariens Zimmer trat. Das Mädchen hatte die Kleider gewechselt und stand mit über der Brust gefalteten Händen am Fenster. Als sie sich langsam der Sprecherin zuwandte, lag ein Ausdruck in ihrem Gesichte, der die alte Dame seltsam bewegte, ein Ausdruck durchgeistigten, feierlichen Ernstes, wie nur das Auge ihn zeigt, welches das Ewige geschaut.

„Weshalb soll ich auf etwas warten, das gar nicht kommen wird, Tante?" fragte sie, und während sie sprach, verschwand jener Ausdruck von ihrem Antlitz, und ihr gewöhnliches sonniges Lächeln spielte schon wieder um ihre Lippen, „ich bin ganz gesund, nicht eine Spur von Fieber fühle ich. Nein, bitte, laß mich auf! Ich muß mich bewegen, ich muß fühlen, daß ich lebe! Du ahnst nicht, was für eine Seligkeit in dem Bewußtsein liegt: ich lebe. Nur der, an dem der Tod so nahe vorüber gegangen ist, wie an mir, vermag diese Seligkeit voll auszukosten."

„Du armes Kind, das waren qualvolle Stunden!"

„Es war grausig, Tante!"

„Und der Fritz ist gerade noch zur rechten Zeit gekommen, er hat es mir erzählt, Kind. Zuerst war ich ohne Sorgen, als ich Deinen Weggang wahrnahm, denn man sagte mir, daß die Wasserstraße noch trocken sei. Ich machte mich frisch an's Werk, die Stuben für die armen Falks einzurichten, die auch endlich jämmerlich und erfroren wie die nassen Mäuse anlangten. Du kannst Dir denken, daß ich da für's Erste alle Hände voll zu thun hatte. Aber plötzlich hieß es: die Wasserstraße steht unter Wasser, die alten Häuser unten am Fischmarkt stürzen ein! Zuerst war ich wie gelähmt, dann, als ich mir klar machte, daß Du sicherlich mit der alten Frau in einem dieser zusammenstürzenden Häuser stecktest, da meinte ich, den Verstand verlieren zu müssen. Ich stürzte umher, um Männer aufzutreiben, die ich hinüberschicken könnte. Alles war bereits drüben, kein Mensch da, der mir helfen konnte. Da trieb mich die Angst nach der Eisenbahnbrücke, vielleicht konnte ich wenigstens Botschaft an Fritz schicken. Aber keine Möglichkeit, hinüber zu gelangen, die Polizei trieb Alles zurück, was vom diesseitigen Ufer hinüber wollte, die Wege müßten für die Flüchtenden frei gehalten werden, hieß es. Hätte ich in diesem Augenblicke ein Boot gehabt, ich hätte mich allein auf den Weg gemacht, aber es war weit und breit kein Boot mehr zu haben. So mußte ich zurück, nachdem einer der Schutzmänner mir die Versicherung gegeben, daß die Wasserstraße polizeilich geräumt und kein Mensch daselbst mehr zu finden sei. Nun lief ich in den Garten hinab, um nach Fritz auszuspähen. In jenen Minuten, als ich händeringend auf der Wassertreppe stand, da habe ich empfunden, was Du mir bist, Kind! Endlich, als es bereits dunkelte, kam Fritz zurück. Seit dem Mittag hatte er ununterbrochen und angestrengt gearbeitet. Er war müde und durchnäßt und trat mit einem inbrünstigen: ‚Gott sei Dank, daß ich daheim bin!' an's Land. Aber als ich ihn nach Dir fragte und ihm erzählte, wo Du vermuthlich seiest, da war seine Müdigkeit verschwunden. Ganz blaß war er vor Schreck geworden ‚Wenn Du mit mir kommst, so soll es Dein Schade nicht sein,' sagte er zu Heller, der mit ihm zurückgekehrt war. Aber es hätte des Versprechens nicht bedurft. Der gute Bursche griff wieder nach den Rudern, und so stießen sie ab. Nun, es verging noch eine qualvolle Stunde, bis sie zurückkamen, zuweilen dachte ich, sie würde gar nicht mehr zu Ende gehen. Dann aber, als ich endlich die sich nähernden Ruderschläge hörte, als ich das Boot aus dem Dunkel auftauchen sah, als ich Dich darin erkannte, o mein Gott, Kind, ich kann Dir nicht beschreiben, was ich da fühlte! Eins aber habe ich mir gelobt in jenen Stunden der Angst: Dich nicht wieder von mir zu lassen, Kind! Ich habe gefühlt, daß Du zu mir gehörst. Wo ich bin, soll ferner Deine Heimath sein!"

„Und Dein Bruder?" fragte Marie, ihr Gesicht fest an Ernestinens Schulter gedrückt.

„Der muß heirathen!" erklärte die Tante energisch. „Zuweilen mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht schon früher darauf bestanden habe, denn je älter er wird, desto schwerer kommt er zum Entschluß. Aber es war ein hartes Ding für mich, ihn in die Arme der Frau zu treiben, die mir so im Grunde der Seele unsympathisch ist. Aber über diesen Egoismus bin ich Herr geworden, ich bin zu der Erkenntniß gekommen, daß Jeder das Recht hat, auf seine eigene Art glücklich zu werden. Freilich — Dir kann ich es ja gestehen, Kind, — es wird mir fast an's Leben gehen, daß ich meinem Bruder und seinem Hause so entfremdet werden soll. Denn daß dies unfehlbar geschehen muß, habe ich erst heute wieder mit voller Bestimmtheit gefühlt. Du sollst die leer gewordene Stelle in meinem Leben einnehmen, für Dich will ich sorgen, an Dich will ich mich lehnen und in Dir allein mein Glück finden!"

Die alte Dame lehnte den Kopf an Mariens Schulter. Es war dem Mädchen, als vernähme sie ein kurzes heftiges Aufschluchzen, doch sie mußte sich wohl geirrt haben, denn schon im nächsten Augenblicke stand Fräulein Ernestine gerade und hoch erhobenen Hauptes, wie sie sich stets zu halten pflegte, neben ihr.

„Die Hauptsache ist, daß man das, was man thun muß, tapfer und unbeirrt thut," sagte sie, zweifelhaft lassend, ob diese Sentenz für sie selbst oder für ihre Pflegetochter bestimmt war. „Ich habe jetzt genug geplaudert, ich muß sorgen, daß Fritz seinen Thee bekommt. Lege Dich nieder, Kind, Du siehst ja kreidebleich aus! Sagte ich es nicht, das Fieber kommt doch! Erst glühtest Du wie Feuer, und jetzt schüttelt Dich der Frost."

Dem Mädchen, das eine Weile still und blaß dagestanden hatte, fluthete das Blut wieder heiß in die Wange.

„Es ist nichts," sagte sie, „ich fühle mich ganz wohl. Schlafen könnte ich doch nicht, es drängt mich, das Bewußtsein des Lebens noch festzuhalten und mich seiner zu freuen. Auch möchte ich mich nicht niederlegen, ohne Deinem Bruder für meine Rettung gedankt zu haben. Aber eines will ich Dir versprechen: wenn er jene Frau heirathet, mit welcher Du nicht zusammenleben kannst, dann soll das Leben, das ich ihm verdanke, keinen anderen Zweck haben, als den, Dich seinen Verlust vergessen zu machen. Wir bleiben dann beisammen und stehen uns gegenseitig bei, mit dem Leben fertig zu werden."

Während die beiden Frauen den Korridor hinabschritten, kreuzten sich in Mariens Kopf blitzschnelle Gedanken. „Angenommen, daß geschieht, was Ernestine eben angedeutet, ihn trifft dennoch kein Vorwurf. Ich, ich allein bin die Närrin gewesen, die einigen freundlichen Worten eine tiefere Deutung gegeben. Er hat nicht um meine Liebe geworben, ich habe sie ihm entgegengebracht, weil ich nicht anders konnte; aber so viel Stolz ist mir noch geblieben, daß ich verheimlichen kann, was ich fühle. Ich muß dem Beispiele Ernestinens folgen und tapfer thun, was mir zu thun obliegt."

Aber während sie sich Resignation predigte, jauchzte eine Stimme in ihr: „Und er liebt Dich doch, hoffe, hoffe!"

Als Fräulein Ernestine die Thüre öffnete, blieb der Stadtrath, der unruhig im Zimmer auf und ab gegangen war, stehen und blickte den Eintretenden entgegen.

„Hier sind wir!" sagte Fräulein Ernestine, ihre Bewegung gewaltsam niederkämpfend und ihrer schwankenden Stimme einen möglichst heiteren Klang gebend. „Marie wollte nicht schlafen gehen, ohne Dir gedankt zu haben, und was mich anbelangt, Fritz, so will auch ich Dir gleich sagen, daß ich Dir heute mehr schuldig geworden bin, als ich Dir je abzahlen kann. Ich mag Dir nicht immer eine ganz bequeme Hausgenossin gewesen sein, Bruder, aber in einer Beziehung kann ich es gut machen. Ich sträube mich nicht mehr gegen die bewußte Heirath, führe sie heim, die Frau Deiner Liebe, und werde glücklich mit ihr. Vergiß, was ich über sie gesagt habe, von jetzt an soll kein unfreundliches Wort mehr gegen sie über meine Lippen kommen."

Es zuckte in dem Gesichte der alten Dame, als sie so sprach, aber sie blickte dem Stadtrath fest in die Augen und besiegelte ihr Versprechen durch einen kräftigen Handschlag. Dann aber wandte sie sich rasch der Thüre zu. Sie müsse noch nach der Kranken sehen, sagte sie, indem sie das Zimmer verließ.

Draußen blieb sie stehen und preßte die Hände auf's Herz. „Nun ist mein Schicksal besiegelt, ich gehe in die Verbannung," murmelte sie. „Aber ich habe meine Pflicht gethan."

Dann saß sie neben dem Bette der alten Frau und redete ihr beruhigend und tröstend zu. Aber während Jene ihre verwirrten Reden an sie richtete, über jedes einzelne Stück ihres verlorenen Hausraths jammerte und dazwischen bald Marie, bald den Stadrath als ihren rettenden Engel pries, während dessen kreuzten sich tausend Gedanken in ihrem Kopfe. Als endlich die Kranke erschöpft eingeschlummert war, kehrte Ernestine nach dem Wohnzimmer zurück.

Sich zu einem heiteren Lächeln zwingend, öffnet sie leise die Thüre. Aber regungslos, mit weit offenen Augen bleibt sie auf der Schwelle stehen. Dort am Kamin stehen die Beiden, die ihr die Liebsten auf Erden sind, sich fest umschlungen haltend, als könnten sie sich nimmer lassen. Ihr schwindelt's vor den Augen, die Kniee wanken unter ihr und langsam läßt sie sich in einen Stuhl sinken.

„Du siehst, ich habe mir Deine Erlaubniß rasch zu Nutze gemacht, Tinchen," sagte der Stadtrath, der mit heiterer Stirn und strahlendem Blick vor ihr steht, „und die kleine Abweichung, die ich mir erlaubt, wirst Du mir hoffentlich verzeihen."

Zum ersten Male in ihrem Leben versagt der alten Dame die Sprache. Nur ein leises Schluchzen entringt sich ihrer Brust.

„Willst Du mich nicht zur Schwägerin haben?" fragte eine junge sanfte Stimme dicht an ihrem Ohr, „wirst Du auch jetzt noch darauf bestehen, das Haus zu verlassen?"

„Auch darüber sind wir eben einig geworden, wie über manches Andere," sagt der Stadtrath, indem er mit einem Arme die Schwester, mit dem anderen seine Braut umschlingt. „Wir Drei gehören zusammen, ohne Dich können wir nicht fertig werden. Du sollst neben uns stehen allezeit als Schwester und Schwiegermutter zugleich, so lautet der erste Paragraph unseres Ehekontraktes."

(Fortsetzung folgt.)

Altdeutsche Patrizierin.

(Mit Bild auf Seite 353.)

Unser, nach einem Gemälde von Fanny Freiin v. Bertie hergestellter Holzschnitt auf S. 353 führt uns eine deutsche Frauengestalt aus jener Zeit vor, da das stolz aufstrebende Bürgerthum nach harten Kämpfen eine dem Adel ebenbürtige Stellung errungen hatte, mittelst der Kriegs- und Handelsflotten der Hansa alle Meere beherrschte und in prächtigen patrizischen Palästen, die mit kostbaren Erzeugnissen aller Zonen ausgeschmückt waren, Kaiser und Fürsten als Gäste empfing. In jener Blüthezeit deutschen Handels und deutschen Gewerbefleißes war das Haus eines Augsburger, Kölner oder Nürnberger Patriziers mit allem nur erdenklichen Luxus ausgestattet, die Zimmer mit kostbarem Getäfel und Schnitzwerk, gemalten und gestickten Tapeten, reichem Mobiliar, farbenbunten Teppichen und zierlichen Glasscheiben versehen. Die Hausfrau aber blickte mit besonderem Stolze auf ihre Kücheneinrichtung und die „Tresuren", d. h. Schränke, worin die silbernen und goldenen Gefässe aufbewahrt wurden, an denen es in der Wirthschaft eines begüterten Mannes nicht fehlen durfte. Ueberhaupt trug das Leben eines reichen Patriziers des 14., 15. und 16. Jahrhunderts bis zu Beginn des dreißigjährigen Krieges den Charakter solider Prachtentfaltung und behaglichen Genießens — man hatte in Fülle und liebte es, dies zu zeigen. Demgemäß ist auch das Gewand der altdeutschen Patrizierin auf unserem Bilde, welches den kleidsamen Schnitt des 15. Jahrhunderts zeigt, aus schwerem, kostbarem Stoffe gefertigt, und der Besatz des Mieders, wie auch der breite Busenlatz mit reichen Stickereien versehen. Eine breite und lange Kette aus edlem Metall trägt die Gürteltasche der schönen Frau, die mit dem Ordnen einer silbernen Fruchtschale beschäftigt ist. Der Inhalt der letzteren und der daneben stehende, mit edlem Rheinwein gefüllte Römer zeigen zugleich, daß unsere Altvordern nicht versäumten, auch mit den köstlichen Gaben der Pomona und dem Trank des Bacchus ihre Tafel zu besetzen.

Der Fregattvogel.

(Mit Abbildung.)

Unter den zahlreichen Arten von Schwimmvögeln, welche den Ocean und seine Küsten beleben, nimmt der zur Ordnung der Ruderfüßler gehörige Fregattvogel eine hervorragende Stellung ein. Er verdient mit Recht der „Adler der See“ genannt zu werden, denn an Schönheit des Gefieders, wie an Gewandtheit, Zierlichkeit, Ausdauer und Schnelligkeit des Fluges kommt ihm kein anderer Meeresvogel gleich. Seine Schwingen sind außerordentlich lang und scharf zugespitzt, der Schwanz ist lang und tief gegabelt, der Körper ungewöhnlich leicht, da der ausgewachsene Fregattvogel, welcher vom Schnabel bis zur Schwanzspitze 108 Centimeter lang ist und mit ausgebreiteten Schwingen 230 Centimeter klaftert, nur wenig über 1,5 Kilogramm wiegt. Das Männchen ist schwarz mit dunkelrothem Kehlsack, das Weibchen auf der Unterseite weiß. Der Fregattvogel horstet am Lande, entfernt sich mitunter bis zu 50, zuweilen sogar 70 und 100 geographischen Meilen von der Küste, gewöhnlich aber wagt er sich nur etwa 20 Meilen weit auf's Meer hinaus, so daß er den Seefahrern für ein Zeichen der Küstennähe gilt. Bei jedem Anzeichen von Wetterveränderung, oder sobald er sich an Fischen, die seine fast ausschließliche Nahrung bilden, gesättigt hat, pflegt er nach dem Lande zurückzukehren. Seine Hauptnahrung scheinen fliegende Fische zu sein, denen er mit ungemeiner Behendigkeit nachstellt, wie dies unsere Abbildung veranschaulicht. Das Auge des Fregattvogels ist außerordentlich scharf, häufig sieht man ihn lange Zeit unbeweglich hoch in den Lüften stehen oder kreisen wie ein Adler, dann blitzschnell herunterstürzen und einen Fisch entweder im Fluge erhaschen oder nach ihm tauchen. Er schwimmt nur selten, weil seine Zehen nur auf ein Drittel ihrer Länge durch Schwimmhäute verbunden sind.

Fregattvögel auf der Jagd nach fliegenden Fischen.

Die Verschwörung des Fiesco in Genua.

(Mit Bild auf Seite 357.)

Giovanni Luigi Fiesco oder de Fieschi, Graf v. Lavagna (geb. 1524 oder 1525), den Schiller durch sein Trauerspiel: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“ verherrlicht hat, entstammte einer der ersten Familien der ehemaligen Republik Genua und kam durch den Tod seines Vaters frühzeitig in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Mit seinem Ehrgeiz verbanden sich sehr bald Eifersucht auf das Ansehen der Doria und Haß gegen Gianettino Doria, Neffen des berühmten Kriegshelden und Staatsmannes Andrea Doria (1468 bis 1560), der Genua eine neue Verfassung gegeben hatte. Als Andrea die Last des Alters zu spüren begann, nahm er jenen Neffen zum Stellvertreter auf der See an, und dieser rechtfertigte auch als Befehlshaber durchaus das in ihn gesetzte Vertrauen, war aber als Mensch stolz, anmaßend und übermüthig und erbitterte durch seine beständigen Uebergriffe gleicher Weise die Bürgerschaft wie den Adel. So gewann Fiesco denn mit leichter Mühe Genossen, als er seine kühne Verschwörung organisirte, zu deren Ausführung er die Nacht vom 1. zum 2. Januar 1547 bestimmte. Gegen Mitternacht stürmten die Verschworenen auf das Signal eines Kanonenschusses aus Fiesco's Palast in die Stadt. Von dem Lärm geweckt, eilte Gianettino Doria, von einem fackeltragenden Pagen und nur wenigen Bewaffneten begleitet, dem Hafen zu, wurde aber unter dem bereits von den Aufrührern besetzten Thomasthor von diesen erkannt und sofort niedergestoßen (siehe unser Bild auf S. 357). Sein Oheim, der greise Andrea, entkam glücklich aus der Stadt. Der Ausgang der Verschwörung ist bekannt: Fiesco selbst hatte sich gleich nach dem Hafen begeben, um sich der dort vor Anker liegenden Galeeren zu versichern, stürzte aber, als er eines der Schiffe betreten wollte, durch das Umschlagen der vom Lande nach dem Verdeck führenden Planke in's Wasser und ertrank. Dieser unerwartete Tod ihres Anführers machte die Verschworenen völlig muth- und kopflos, und es war dem zurückkehrenden Andrea Doria leicht, die Ordnung wieder herzustellen.

Ali Bey el Abassi, der Nachkomme des Propheten.

Von
Friedr. Zimmermann.

Noch im Anfang unseres Jahrhunderts waren die mohammedanischen Länder des nördlichen Afrika dem europäischen Handel völlig verschlossen. Die sogenannten Barbareskenstaaten Marokko, Algier, Tunis und Tripolis betrachteten sich als die Herren des Mittelmeeres. Nur in einigen kleinen afrikanischen Küstenorten war es den christlichen Mächten gestattet, Konsuln zu unterhalten, welche hauptsächlich die Aufgabe hatten, ihre in die Hände der Barbaresken gefallenen Landsleute auszulösen, aber das Innere jener Länder hatte noch kein christlicher Europäer anders denn als Sklave betreten.

Am 23. Juni 1803 lief ein kleines spanisches Schiff, von Tarifa kommend, in den Hafen von Tanger ein und begehrte einen Fremden, einen arabischen Reisenden, an's Land setzen zu dürfen. Der Fremde wurde darauf von dem Hafenoffizier dem Gouverneur vorgeführt, welcher ihn scharf zu examiniren begann.

„Wo kommst Du her?“ herrschte der Gouverneur den Reisenden, eine hochgewachsene, in kostbare arabische Gewänder gekleidete Gestalt, an.

„Von London, über Frankreich und Spanien,“ war die ruhige Antwort im reinsten Arabisch.

„Bist Du ein Moslem?“ fuhr der Gouverneur argwöhnisch fort.

„Ja.“



Die Ermordung Gianettino Doria's beim Ausbruche der Verschwörung des Fiesco in Genua. (S. 356)

„Wie ist Dein Name?"

„Ali Bey el Abassi, Sohn Ali Othman's aus Aleppo in Syrien," sagte der Fremde stolz.

Der Gouverneur änderte plötzlich seinen barschen Ton. Der fürstliche Rang und der stolze Ton des Reisenden imponirten ihm.

„Wenn Du Papiere hast," fuhr er höflich fort, „so bitte ich Dich, gib sie mir. Ich darf Dir sonst den Aufenthalt nicht gestatten."

Ali Bey überreichte dem Beamten mehrere Dokumente, welche dieser mit größter Genauigkeit zu prüfen begann. Es waren ältere Urkunden, mit Namensunterschrift und Siegel des Padischah versehen, worin bezeugt wurde, daß Ali Bey aus der Familie des Propheten abstamme und daher die Würde eines arabischen Scherif besäße, außerdem etliche neuere, woraus hervorging, daß der vornehme Reisende schon in jungen Jahren seine Vaterstadt Aleppo verlassen hatte, um im Lande der Franken die Wissenschaften zu studiren, die Sitten der Ungläubigen zu beobachten, ihre Künste und Fertigkeiten zu erlernen und dieselben später zur Ehre Allah's und des Propheten in seiner Heimath auszuüben. Als der Gouverneur zu Ende gelesen, verbeugte er sich, während er die rechte Hand auf die Brust legte, vor dem fürstlichen Fremden, dessen Abstammung von der Familie des Propheten ihm Ehrfurcht einflößte, gab ihm die Dokumente zurück und sagte: „Verzeihe mir meinen Verdacht, mein Amt gebietet, gegen Fremde streng zu sein. Ich bitte Dich, theile mein Abendmahl und betrachte mein Haus als das Deinige, bis ich in der Stadt Dir ein eigenes Haus habe einräumen lassen."

Ali Bey nahm die Einladung dankbar an, übernachtete bei dem Gouverneur und bezog am anderen Tage ein kleines Haus in Tanger, welches der Beamte für ihn hatte in Stand setzen lassen. Sodann engagirte er Diener und Sklaven, ließ sein sehr bedeutendes Gepäck an's Land bringen und richtete sich seinem Stande gemäß ein. Bald nahm der vornehme Araber die erste Stellung in der Stadt ein. Der Gouverneur, die Civil- und Militärbeamten, die Geistlichen, die reichsten Bürger warben um seine Freundschaft, denn er war freigebig wie ein echter Fürst, fromm, wie es einem Verwandten des Propheten geziemt, und von einer Gelehrsamkeit, die den Marokkanern wunderbar erschien. Seine physikalischen Instrumente betrachtete man mit abergläubischem Staunen, und als er gar eine Sonnenfinsterniß auf Stunde und Minute vorhersagte, begann man ihn für ein übermenschliches Wesen zu halten. Wenn er, gefolgt von seinen Sklaven, die den Teppich trugen, auf dem er seine Gebete verrichtete, zur Moschee schritt, drängte sich das Volk zu ihm heran, um den Saum seines Gewandes zu küssen. Ungestört ließ man ihn Ausflüge in's Innere machen, wo er botanisirte, Käfer sammelte, physikalische und geologische Beobachtungen machte und Karten von Gegenden und Städten aufnahm.

Noch größer wurde sein Ansehen, als im Oktober 1803 der Sultan von Marokko, Muley Soliman, nach Tanger kam. Der Herrscher ließ den berühmten Fremden zu sich entbieten, und Ali Bey stellte sich ein an der Spitze einer Schaar Diener, welche reiche Geschenke für den Sultan trugen. Binnen wenigen Tagen war Ali Bey in der Gunst des Herrschers so hoch gestiegen, daß dieser ihm durch einen Würdenträger des Hofes zwei Laibe Brod senden ließ, die höchste Ehren- und Freundschaftsbezeugung, denn nach arabischer Sitte ist die Ueberreichung von Brod das heiligste und unverletzlichste Zeichen abgeschlossener Brüderschaft. Fortan verkehrte der vornehme Reisende täglich mit dem Sultan und dessen Familie wie mit Ebenbürtigen, brachte den Winter in Fez in der Nähe des Hofes zu, folgte seinem hohen Protektor auf dessen Aufforderung im Frühjahr nach Marokko und wurde dem Sultan bald unentbehrlich. Er verbesserte den Kalender, praktizirte als Arzt, regulirte in der Hauptmoschee die Uhren, nach denen der Beginn des Gottesdienstes festgesetzt wurde, und brachte schnell die marokkanischen Gelehrten, von denen der Herrscher umgeben war, in solchen Mißkredit, daß Muley Soliman nur noch auf ihn hörte. Keiner der Hofgelehrten konnte sich nur im Entferntesten mit Ali Bey messen, der selbst die höchsten Geistlichen in der Kenntniß und Auslegung des Koran übertraf. Eine Intrigue, welche der Hofastronom anzettelte, um den fremden Günstling zu stürzen, wurde durch Ali Bey's Schlauheit vereitelt, dessen Stellung von Tag zu Tag fester wurde. Der Sultan schenkte ihm die prächtige Besitzung Semelalia, ein großes Haus in der Stadt und zwei junge Sklavinnen aus seinem eigenen Harem, kurz, überhäufte ihn mit Wohlwollen. Jedermann erwartete, daß der arabische Fürst der erste Minister des Sultans werden würde, ein Posten, wozu ihn sein Wissen, sein Reichthum und vor Allem seine erlauchte Abstammung vor jedem Anderen berechtigten.

Von all' den Tausenden, welche Ali Bey täglich sahen, bewunderten, ihn huldigend umdrängten, seine edlen Sitten, seine Frömmigkeit, seine Gelehrsamkeit und seine Erfahrung priesen, kam auch nicht einem Einzigen der leiseste Zweifel daran, daß die Dokumente, welche den Rang, die Abstammung und Nationalität des Fremden beglaubigten, echt seien. Und dennoch waren Herrscher, Würdenträger, Rechtsgelehrte, Geistliche und Volk von Marokko insgesammt die Opfer einer mit beispielloser Kühnheit, Geschicklichkeit und List ausgeführten Täuschung geworden. Denn der angebliche Abkömmling des Propheten, Ali Bey el Abassi, war in Wirklichkeit niemand Anderes, als der spanische Gelehrte Domingo Badia y Lablich aus Barcelona.

Badia y Lablich war im Jahre 1766 in Barcelona geboren. Er wendete sich bereits in sehr jugendlichem Alter den Wissenschaften zu, studirte Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften und warf sich dann auf das Studium der orientalischen Sprachen. Besonders im Arabischen erlangte er eine ganz außergewöhnliche und seltene Fertigkeit, er sprach und schrieb es wie seine Muttersprache. Dadurch kam er auf den Gedanken, sich diese Kenntnisse auch praktisch zu Nutze zu machen und entwarf einen zu damaliger Zeit überaus kühnen und großartigen Plan. Er wollte zuerst die Barbareskenstaaten unter der Maske eines Muselmannes bereisen, dann aber bis in das religiöse Centrum der gesammten mohammedanischen Welt, nach dem heiligen Mekka vordringen, um aus eigener Erfahrung über diese Stadt, welche man bisher nur aus den Beschreibungen mohammedanischer Schriftsteller und unzuverlässiger englischer Berichterstatter kannte, dem christlichen Europa berichten zu können. Daß sein Leben, sollte man ihn als Christen erkennen, verwirkt war, wußte er, und er suchte sich daher mit einem seltenen Aufgebot von Scharfsinn und Geduld gegen ein Mißlingen seines Planes sicher zu stellen. Zuvörderst zog er die spanische Regierung in sein Interesse, indem er versprach, bei dem Sultan von Marokko dahin zu wirken, daß derselbe mit Spanien einen günstigen Handelsvertrag abschlösse. König Karl IV. ging auf den kühnen und abenteuerlichen Vorschlag des Gelehrten ein und stellte demselben reiche Geldmittel zur Verfügung. Anstatt nun sofort aufzubrechen, verwendete Badia y Lablich noch zwei volle Jahre darauf, sich auf sein Unternehmen vorzubereiten. Er schmiedete sich selbst seine genealogischen Urkunden, versah sie mit Siegel und Unterschrift, wozu ihm die in den spanischen Bibliotheken befindlichen, von den Mauren herrührenden Bücher- und Manuscriptenschätze die trefflichsten Muster boten, und führte diese Fälschung so fein aus, daß selbst das geübteste Auge die nachgemachten Dokumente nicht von den echten zu unterscheiden vermochte. Inzwischen übte er sich unablässig in arabischen Sitten, Gebräuchen und Religionsceremonien. Dann reiste er nach Cadix, versah sich mit allem Nöthigen, mit Instrumenten, Büchern, Kleidung, einer Reise-Apotheke, sandte Anweisungen durch ein großes Bankhaus an reiche Handelsleute in den größeren mohammedanischen Städten Afrika's und Kleinasiens, und nachdem er sich auf diese Weise gegen alle Wechselfälle nach Kräften sicher gestellt, ließ er sich den Kopf rasiren, legte arabisches Gewand an und trat festen Muthes seine Forschungsreise an. Wie ungemein dem kühnen Gelehrten in Marokko das Glück zur Seite stand, haben wir gesehen. In Jahresfrist hatte er den ersten Theil seiner Aufgabe gelöst, der Sultan Muley Soliman behandelte ihn als Freund und Bruder und Badia y Lablich, oder Ali Bey, wie wir ihn auch ferner nennen wollen, glaubte sicher, das dem König Karl IV. gegebene Versprechen erfüllen zu können.

Er bot seinen ganzen Einfluß auf, den Sultan von Marokko zum Abschluß eines Handelsvertrages mit Spanien zu bewegen, stieß aber zu seinem Verdruß auf unerwartete Schwierigkeiten. Muley Soliman wollte aus politischen und religiösen Gründen von einem Vertrag mit den Ungläubigen schlechterdings nichts wissen. Ali Bey mußte, um sich nicht verdächtig zu machen, davon abstehen, noch weiter in den Herrscher zu dringen. In heftigem Zorn über die Vereitelung seiner Absicht, die er gleichwohl nicht aufgeben wollte, entwarf er einen Plan, der an Verwegenheit seines Gleichen sucht, aber seinem Charakter keineswegs Ehre macht. Gestützt auf seinen Anhang bei den Großen des Reiches, auf die blinde Verehrung des Volkes und den Glanz seiner angemaßten ehrfurchtgebietenden Abstammung beabsichtigte er, seinen Wohlthäter und Freund, den Sultan Muley Soliman zu entfernen, sich selbst an dessen Stelle zu setzen und dann das Reich der spanischen Regierung auszuliefern. Er theilte insgeheim diesen Plan durch Vermittelung des spanischen Konsuls dem König Karl IV. mit. Allein der Letztere dachte zu edel, um sich zum Mitschuldigen eines so schnöden Verrathes zu machen und befahl dem Gelehrten, von einem solchen Unternehmen abzustehen.

Ali Bey's Mission in Marokko war somit beendet, und er theilte dem Sultan mit, daß er nicht länger zögern dürfe, sein Gelübde zu erfüllen und nach Mekka zu wallfahrten, wie es der Prophet jedem Muselmann wenigstens einmal im Leben zu thun befiehlt. Die Pilgerfahrt sollte auf dem Landwege durch Algier, Tunis und Tripolis nach Egypten und von dort durch die arabische Wüste nach der heiligen Stadt erfolgen. Muley Soliman bot Alles auf, den Günstling von der langen und gefahrvollen Reise abzuhalten, als er denselben aber fest entschlossen sah, that er sein Möglichstes, ihm die Ausführung zu erleichtern. Er gab ihm Empfehlungsbriefe an die Souveräne der befreundeten Staaten mit, schenkte ihm ein kostbare Zelt, das er von den Geistlichen hatte weihen lassen, und ließ ihn, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen, später zurückzukehren und sich in Marokko niederzulassen, bis an die algerische Grenze durch zwei Offiziere geleiten, welche dafür sorgen mußten, daß der fürstliche Reisende in jedem Städtchen, jedem Weiler gute Aufnahme fand.

In Uschda an der Grenze Algeriens angelangt, fand Ali Bey einige dort wohnende Beduinenstämme im vollen Aufruhr und ein

weiteres Vordringen unmöglich, mußte sogar vor vierhundert Beduinenreitern, die ihn überfallen und abfangen wollten, eiligst den Rückzug durch die Wüste Angad antreten. Hier gingen ihm die Wasservorräthe aus, halb verschmachtet stürzten die Packthiere, einige seiner Sklaven brachen von Ueberanstrengung und Durstesqualen erschöpft zusammen, und Ali Bey selbst konnte endlich nicht mehr weiter — besinnungslos sank er in den glühenden Sand der Wüste nieder, und es schien, als hätte hier die Pilgerfahrt des muthigen Mannes ein vorzeitiges Ende erreicht. Glücklicher Weise nahte im letzten Moment eine größere Karawane, die ihn und seine Leute vor dem Verschmachten rettete und nach vierzehntägiger anstrengender Wanderung erreichte er wohlbehalten den marokkanischen Hafenort Barasch. Hier beschloß er, sich einzuschiffen, um, mit Vermeidung Algeriens auf dem Seewege Tripolis zu erreichen. Sein kaiserlicher Freund, Muley Hassan, sorgte auch hier mit unermüdetem Wohlwollen für ihn. Im Hafen von Barasch ankerte eine Fregatte, welche der Sultan sofort für die Bedürfnisse des Reisenden auszurüsten befahl. Dies dauerte einige Monate; inzwischen muß aber der Herrscher Nachrichten über den von Ali Bey beabsichtigten Verrath erhalten haben, denn er änderte plötzlich sein Betragen. Ali Bey erhielt von der Militärbehörde den lakonischen Befehl, unverzüglich an Bord der Fregatte seine Fahrt anzutreten, seine marokkanischen Diener, Sklaven und Frauen aber zurückzulassen. Eine nähere Erklärung wurde nicht gegeben, und Ali Bey, im Bewußtsein seiner Schuld, hütete sich wohl, eine solche zu fordern. Ein Glück nur, daß der Sultan nicht im Entferntesten an der heiligen Abstammung des Verschwörers zweifelte, der sonst schwerlich so leichten Kaufes davongekommen wäre. Ali Bey hatte allen Grund, sich zu freuen, daß er die kluge Idee gehabt, den Rang eines Bey und die Würde eines arabischen Scherif zu usurpiren, denn alle seine Erfolge sind hauptsächlich darauf zurückzuführen; allerdings auch auf die Gewandtheit, mit der er die einmal übernommene Rolle durchzuspielen verstand.

Von Tripolis schiffte er sich nach kurzem Aufenthalt nach Alexandria ein. Dort hielt er sich ein halbes Jahr auf, ließ dann sich und seine neu angeworbenen Leute auf einem Nilschiff nach Kairo bringen und schloß sich dort der großen Pilgerkarawane an, die alljährlich nach Mekka abgeht.

Da ihm die Wüstenreise auf dem Kameel zu beschwerlich fiel, trennte er sich in Suez von der großen Karawane und nahm Passage auf einem Schiff, welches das rothe Meer befuhr und Pilger nach dem nahe bei Mekka gelegenen Hafen von Dschidda beförderte, und nach fünfzehn Monaten, seitdem er Marokko verlassen, langte der kühne Reisende am Ziele seines Strebens, im heiligen Mekka an.

Mekka ist die Geburtsstadt des Propheten Mohammed und liegt in einer öden Landschaft des westlichen Arabiens, eng eingeschlossen von kahlen, vegetationslosen Bergen. Die Mauern der berühmten Stadt umschließen die größten Heiligthümer der mohammedanischen Welt, die das Ziel regelmäßiger Pilgerzüge aus allen Theilen des Orients sind. Oft sind zu gleicher Zeit mehr als hunderttausend Fremde in Mekka anwesend, und die breiten ungepflasterten Straßen fassen kaum die Menge der sich hin und her drängenden Gläubigen, die steinernen, drei- bis vierstöckigen Häuser sind vom Keller bis zum Boden mit Gästen angefüllt.

Stadt und Gebiet von Mekka steht unter der Herrschaft eigener Scherifs, welche ihre Abkunft von der Familie des Propheten herleiten und einen aus ihrer Mitte, als Sultan-Scherif, zum obersten Herrn wählen. Ali Bey wurde von diesen geistlichen Fürsten als Verwandter und Ebenbürtiger empfangen und durfte die heiligsten Stätten betreten, die noch niemals vorher der Fuß eines Christen entweiht hatte.

Sofort nach seiner Ankunft begab er sich in die große Moschee, einen mächtigen Komplex von Gebäuden und Hallen, um daselbst alle dem Pilger von Mohammed vorgeschriebenen Ceremonien zu erfüllen. Barfuß betrat er, nachdem er sich gebadet, den geheiligten Boden. Inmitten der Moschee steht die Kaaba, ein steinernes, viereckiges, etwa 13 Meter hohes Gebäude. Das Dach ist mit einem riesigen schwarzen Teppich bedeckt, dessen zwei Fuß breiter Rand aus Goldborten an allen Seiten herabhängt. Sprüche aus dem Koran sind mit Goldfäden darauf gestickt. In der östlichen Ecke derselben ist ein schwarzer, in Silber gefaßter Stein, wahrscheinlich ein Meteorstein, eingemauert, den der Engel Gabriel bei der Aufrichtung des Heiligthums vom Himmel herabgebracht haben soll. Der Stein ist von den Küssen der Gläubigen geglättet und leicht ausgehöhlt.

Nachdem Ali Bey den Stein ebenfalls geküßt, umwanderte er betend siebenmal die Kaaba, sprach einige Suren aus dem Koran an den nahegelegenen Gräbern Hagar's und Ismael's, und ging dann zu dem lebenspendenden Brunnen Zemzem. Der Scherif des Brunnens empfing den Pilger und reichte ihm selbst einen Krug mit Wasser dar, was diesen mit kaltem Schrecken erfüllte, denn ihm war die furchtbare Berühmtheit des Scherifs vom Brunnen Zemzem bekannt. Indessen trank er entschlossen das Wasser aus und verließ die Moschee, um die siebenmalige Pilgerfahrt zwischen den beiden innerhalb der Stadt gelegenen Hügeln Saffa und Merua zu beginnen.

Um dem europäischen Leser den berechtigten Schrecken unseres Reisenden über die freundliche Zuvorkommenheit des Scherifs vom Brunnen zu erklären, ist es nöthig, noch einige Worte über diese Persönlichkeit zu sagen. Das Amt des Scherifs vom Brunnen wird nur einem entschlossenen und zuverlässigen Manne übertragen, denn das Wasser Zemzems ist sowohl eine Quelle des Lebens wie des Todes. Auf den leisesten Wink des Sultan-Scherif mischt der Hüter des Brunnens dem Kruge mit Wasser, den er eigenhändig hohen Persönlichkeiten überreicht, ein tödtliches Gift bei, und der Pilger hört auf zu leben. Daher führt der Scherif des Brunnens den offiziellen Beinamen des „Vergifters“, und dieses fürchterliche Amt ist seit undenklichen Zeiten stets besetzt gewesen wie es denn auch eine im ganzen Orient genugsam bekannte Thatsache ist, daß die Politik der Fürsten in Persien, Egypten und Konstantinopel häufig die Vermittelung des „Vergifters“ in Anspruch genommen hat. Es genügt, einen mißliebigen Großen des Reiches auf die Pilgerfahrt nach Mekka zu schicken und den „Vergifter“ für sich zu gewinnen, um den Pilger niemals zurückkehren zu sehen. Die Unglücklichen ahnen oft ihr Schicksal, aber sie wagen nicht, den dargebotenen Trunk zurückzuweisen, so stark ist die Macht des religiösen Vorurtheils.

Ali Bey hatte sich von vornherein mit drei starken Dosen eines heftig wirkenden Brechmittels versehen, um dasselbe sofort als Gegengift anzuwenden, sobald sich das leiseste Unwohlsein einstellen sollte. Zum Glück kam er nicht in die Lage, davon Gebrauch machen zu müssen. Er vollendete deie Ceremonien des ersten Tages, ließ sich von einem der zahlreichen schon in Bereitschaft stehenden Barbiere den Kopf auf's Neue scheeren, wie es das Gesetz vorschreibt, und zog sich dann zu kurzer Rast in sein Quartier zurück.

Nur dreimal im Jahre wird die Kaaba den Gläubigen geöffnet. Einen Tag den Männern, den nächsten den Frauen und den dritten zur Reinigung des Gotteshauses. Ali Bey war zur rechten Zeit angelangt, um dieser hohen Feierlichkeit beiwohnen zu können. Da die Thüre der Kaaba sich sechs Fuß über dem Boden befindet, war eine hölzerne Treppe angesetzt worden, auf welcher sich die Gläubigen stießen und balgten, um so schnell wie möglich in das Innere des Heiligthums zu gelangen, ihre Gebete zu verrichten und den silbernen Schlüssel zu küssen, den ein Knabe des Sultan-Scherif, in einem Lehnsessel sitzend, vor sich hinhielt. Ali Bey brach sich mit Hilfe seiner Sklaven rücksichtslos Bahn, denn ein Abkömmling des Propheten hat auch in der Moschee das Vorrecht, grob zu sein.

Fünf Tage später, am 29. Januar, fand die Reinigung der Kaaba statt, die der Sultan-Scherif, unterstützt von einer Anzahl Tempeldiener, selbst ausführte. Diesmal war keine Treppe an die Thüre des Heiligthums angesetzt, sondern der Sultan-Scherif erreichte die Schwelle, indem er auf den Schultern der dichtgedrängt den Hof füllenden Gläubigen dahinschritt. Auch Ali Bey hatte sich als Zuschauer eingefunden und sah mit Verwunderung, wie sich die Menge darum schlug, etwas aus dem aus der Kaaba herauslaufenden Reinigungswasser aufzufangen. Dasselbe gilt für äußerst heilsam und es zu trinken außerdem für eine verdienstliche Handlung.

Auch bei dieser Ceremonie sollte Ali Bey der höchsten Ehren theilhaftig werden. Der Sultan winkte ihm, in die Kaaba einzutreten, was er ebenfalls, über die Schultern der Menge hinschreitend, bewerkstelligte. Ein Diener reichte ihm einen Becher voll des schmutzigen Abwaschwassers, den er sich wohl oder übel entschließen mußte, auszutrinken. Dann erhielt er einen Besen aus Palmbast und durfte an der Reinigung der Kaaba theilnehmen. Betend warf er sich auf die Kniee und scheuerte tapfer darauf los, streute dann aus einem silbernen Gefäß mit Rosenöl parfümirte Sandelholzspäne auf den glatt polirten Marmorboden, räucherte mit brennendem Aloëholz, und wurde sodann vom Sultan-Scherif zum „Haddem Beit Allah el Haram“, zum „Diener des verbotenen Hauses Gottes“ ernannt.

Am 3. Februar erfolgte der letzte Akt der großen Jahresfeierlichkeiten. Der die Kaaba bedeckende Teppich, der dann durch einen neuen ersetzt wird, wurde herabgenommen, in Stücke geschnitten und letztere als Reliquien an die Pilger vertheilt, selbstredend nur an solche, die zahlungsfähig waren. Ali Bey erhielt ein so großes Stück davon, daß er es als Tischdecke benutzen konnte.

Es war nun noch die Pilgerfahrt nach dem Haus Adam's auf dem Berge Arafat, das von Manchen für ein größeres Heiligthum als die Kaaba gehalten wird, auszuführen. Die Predigt, welche jährlich einmal der Iman des Sultan-Scherifs den versammelten Pilgern vom Berg Arafat herab hält, war auf den 17. Februar angesetzt, und Ali Bey beeilte sich, rechtzeitig aufzubrechen. Er fand die vegetationslose steinige Ebene, welche den Berg Arafat, einen etwa 70 Meter hohen steilen Granitfelsen umgibt, bedeckt mit Tausenden von Zelten, und mit buntgekleideten Menschenmassen aus allen Theilen der alten Welt. Es war ein großartiges, nie gesehenes Schauspiel. Ueber hunderttausend Menschen mit 70,000 Kameelen, Pferden und Maulthieren waren anwesend. Durch die Schaaren schwarzer Pilger aus Aethiopien, Egypten und dem Innern Afrika's brachen sich mit Alles niederwerfender Gewalt die einheimischen Wahabiten zum Heiligthum Bahn, eine regelrechte Armee von 45,000 bewaffneten, aber vollständig nackten Männern, an der Spitze ihr Sultan

Sand, ebenfalls unbekleidet. Neben der großen, von türkischen Truppen und Kanonen beschützten Karawane von Damaskus lagerten weißgekleidete Indier, schlanke blonde Circassier und Georgier, Marokkaner, Perser, Osmanen, Wüsten-Araber — es war eine große, asiatisch-afrikanische Völkerverbrüderung, zusammengehalten durch das gemeinsame Band des religiösen Glaubens. Und inmitten dieser fanatischen Pilger aus allen mohammedanischen Volksstämmen stand einsam der kühne Reisende, als einziger Repräsentant des modernen europäischen Forschergeistes, der keine Anstrengung, keine Gefahren scheut, um den Drang nach Wissen zu befriedigen.

Nachdem Ali Bey den großartigen allgemeinen Abendgottesdienst beim Berge Arafat mitgemacht, brach er am nächsten Tage nach Mina auf, wo das Haus des Teufels steht, auf welches jeder Gläubige verpflichtet ist, sieben Steinchen zu werfen; und mit der nochmaligen Umgehung der Kaaba endigt dann die Pilgerfahrt nach Mekka.

Die weiteren Abenteuer Ali Bey's sind weniger interessant. Ueber Jerusalem, Damaskus und Konstantinopel kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er 1808, nach fast fünfjähriger Abwesenheit, wohlbehalten eintraf. Dort war inzwischen König Joseph zur Regierung gelangt, der die Verdienste des berühmten Reisenden belohnte, indem er ihn zum Präfekten von Cordova ernannte. Im Jahre 1813 wanderte Ali Bey nach Frankreich aus, wo er auch seine Reisebeschreibung, mit Karten, Plänen und Illustrationen ausgestattet, herausgab. Das Buch machte in der wissenschaftlichen Welt ungeheures Aufsehen, bereits 1816 erschien eine englische Uebersetzung desselben.

Die französische Regierung, die Bedeutung des muthigen und gelehrten Mannes erkennend, ernannte ihn zum Generalmajor und bestimmte ihn zu einer Sendung nach Indien. Mit frischer Reiselust brach Ali Bey auf, schloß sich, in Damaskus angelangt, einer Karawane an, die in's Innere Asiens abging, und wurde, wie bei seiner ersten Reise, überall vom Glück begünstigt. Aber ein Feind, dem weder seine Kühnheit, seine List noch Gelehrsamkeit imponirte, stellte sich ihm in den Weg und machte seiner Pilgerfahrt ein Ende — der Tod. Am 30. August 1818 erlag er einem Anfall von Ruhr in Meserib.

Ali Bey hat für mehrere spätere Reisende ein Vorbild gegeben, dem dieselben mit mehr oder minder Erfolg nachzueifern strebten. Dem Franzosen Caillié gelang es im Jahre 1827, unter der Maske eines Mohammedaners nach Timbuktu vorzudringen, dem Engländer Burton und dem deutschen Reisenden Freiherrn v. Maltzahn unter gleicher Verkleidung die Pilgerfahrt nach Mekka mitzumachen, aber keiner von diesen Dreien hat im Entferntesten die Ehre genossen und das Aufsehen in der mohammedanischen Welt erregt, wie Ali Bey el Abassi, der angebliche Nachkomme des Propheten.

Humoristisches.



Nach Vorschrift.

Arzt: Ja aber um Gottes willen, ich habe Ihnen doch verordnet, von der Medicin täglich drei Kaffeelöffel voll zu nehmen, und Sie nehmen Eßlöffel.

Patient: Ja ich bitt', Herr Doktor, das sind in der Früh unsere Kaffeelöffel.



Ausrede.

Beamter: Na, zum Kukuk! Weiß Er denn auch, daß sein Signalement und Paß da falsch ist?

Reisender: Der Paß und das Signalement sind schon richtig, aber ich bin falsch.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Erlauchte Handwerker. — Es ist bekannt, daß Kaiser Wilhelm als junger Mann ein Handwerk erlernt hat. Diese sinnige Gewohnheit, daß Fürsten ein Handwerk lernen, ist in ähnlicher Weise auch in einem Lande gebräuchlich, wo man es nicht erwarten sollte, dieses Land ist — die Türkei. Bei den Türken steht der Handwerkerstand sehr hoch, so hoch, daß es Vorschrift war und theilweise noch ist, daß Jeder, selbst der vornehmste Türke, der Sultan nicht ausgenommen, ein Handwerk erlerne. So war z. B. Sultan Mahmud Schreiner, Sultan Abdul Medschid Koch, und der vorletzte Sultan war Korbmacher. In Konstantinopel lebte noch vor Kurzem ein Pascha, der das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte, und der sich noch in seinen Mußestunden damit beschäftigte, Stiefel zu verfertigen, die er dann seinen Freunden als Zeichen großer Gunst zu schenken pflegte. Bck.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 44:
Wer sich selbst vergöttert, tyrannisirt andre.

Räthsel.

Im fernen Asien bin ich groß.
Doch klein nur in Europa's Staaten;
Ich sitz' in jedem Aktenstoß
Und habe Theil an Heldenthaten.
In jeder Stadt triffst Du mich an,
Ich bin daheim in allen Gassen;
Nicht trägt das Weib mich — wohl der Mann,
Vom Knaben schon kann ich nicht lassen.
Du hörest mich in stiller Nacht,
Du siehst mich auch beim Langeschläfer;
Such' mich im Kampf, in heißer Schlacht,
Ja, selbst beim — Coloradokäfer.

Emil Root.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösungen von Nr. 44: des Räthsels: Garben — darben — Farben — Narben; des Arithmogriphs: Nordlicht, Orinoco, Rioni, Dolch, Lincoln, Idol, Condor, Hochhorn, Thorn.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.